

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



von Gunten, Matthias
Max Frisch, Citoyen

Etwa 94 Minuten. Farbe

© Suhrkamp Verlag
filmedition suhrkamp 13
978-3-518-13513-6

Matthias von Gunten

Max Frisch. Citoyen

Suhrkamp





Inhalt

»Frisch war zu klug, um anderen irgendwelche Wahrheiten um die Ohren zu hauen«

Matthias von Gunten im Gespräch mit
Dietmar Kammerer 6

Max Frisch

Was bin ich? (II) 20

Über Zeitereignis und Dichtung 23

Hamburg, November 1948 28

Überfremdung I 32

Interview-Antwort 35

Die Schweiz als Heimat? 37

Zum Terrorismus 47

Der Friede widerspricht unserer Gesellschaft 48

Credits, Nachweise und Impressum 54



»Frisch war zu klug, um anderen irgendwelche Wahrheiten um die Ohren zu hauen«

Matthias von Gunten im Gespräch mit Dietmar Kammerer

Dietmar Kammerer: *Ihr Film erzählt Max Frischs Leben als engagierter Citoyen anhand seiner eigenen Texte und Äußerungen. Der Film beginnt, nach einer kurzen Einleitung, mit einer grundlegenden Frage, die Frisch sich selbst stellt: »Warum schreibe ich?« Gibt Ihr Film die Antwort darauf?*

Matthias von Gunten: Wenn Frisch sich einer Antwort darauf enthält, dann werde ich mich hüten, eine zu geben! Das Schöne ist ja gerade, daß er sich diese Frage überhaupt stellt. In der Frage liegt mehr Kraft als in jeder möglichen Antwort. Frisch kreist einige denkbare Antworten ein: Man will gehört werden, man will wissen, ob man mit seinen Ansichten und Haltungen allein ist oder nicht, man will teilnehmen an der Gesellschaft. Aber all diese Antworten reichen ihm nicht. Frisch hat damit gelebt, daß er diese Frage nicht beantworten konnte. Und das hat ihn angespornt. Es steckt eine belebende Kraft in dieser Frage.

Diese Frage verbindet sich mit einer anderen: »Was bin ich?« (s. S. 20-23) So überschreibt der 21jährige Frisch im April 1932 seinen ersten veröffentlichten Essay.

Das Problem der eigenen Identität ist sein absolutes Schlüsselthema, es zieht sich durch sein gesamtes Werk. Man denke nur an das Eingangszitat von *Stiller*, das Frisch von Sören Kierkegaard

übernimmt, in dem es genau um die Frage der eigenen Identität geht: »Darum ist es so schwer, sich selbst zu wählen, weil in dieser Wahl die absolute Isolation mit der tiefsten Kontinuität identisch ist, weil durch sie jede Möglichkeit, etwas anderes zu werden, vielmehr sich in etwas anderes umzudichten, unbedingt ausgeschlossen wird.« Das hat ihn immer umgetrieben, nicht nur als Autor des *Stiller*, sondern in seinem ganzen Leben: Was ist seine Wahrheit?

Für gewöhnlich hält man den Intellektuellen für jemanden, der die Antworten kennt. Frisch verstand sich offensichtlich anders – als Fragender.

Frisch war zu klug, um anderen irgendwelche Wahrheiten um die Ohren zu hauen. Er hat gespürt, daß es sehr viel produktiver ist, die richtigen Fragen zu stellen. Er wußte, daß man nur so zu einem Dialog kommt, der die anderen inspiriert. Und daß so auch mehr zu ihm zurückkommt. Frisch war nie ein Schulmeister, er hat nie doziert.

Im Tagebuch 1966-1971 legt er diese Taktik mit den berühmten »Fragebögen« ironisch offen.

Leider konnte ich die Fragebögen im Film nicht verwenden, weil sie sich nicht auf ein konkretes Ereignis beziehen. Mir gefällt an diesen Texten vor allem, daß man die Schritte seines Denkens verfolgen kann. Der Weg von einem Gedanken zum nächsten verläuft oft überraschend. Es ist kein lineares, analytisches Forschen, er erlaubt sich darin ziemliche Haken, die erst einmal verblüffen – und dann absolut einleuchten.

Frischs Selbstzweifel hören nicht auf. 1936 beschließt er, obgleich er als Journalist arbeitet und bereits einen Roman veröffentlicht hat, mit dem Schreiben aufzuhören. Er verbrennt sämtliche Manuskripte und nimmt ein Architekturstudium auf. Was hat ihn dazu gebracht, es doch wieder als Autor zu versuchen?

Der Zweite Weltkrieg war extrem wichtig für ihn, in vielerlei Hinsicht. Vor 1939 hat er sicherlich gespürt, daß er Talent hat. Aber er war noch schwärmerisch, jung, unreif. Er hat damals Deutschland verehrt, sein großes Vorbild in Sachen Kultur. Er war zu dieser Zeit auch ein völlig begeisterter Soldat, der sein Land verteidigen wollte und alles glaubte, was die Militärs ihm erzählten.

Und die Erfahrungen nach 1939 haben ihn ernüchtert?

Man kann anhand seiner Texte, die während des Krieges entstehen, verfolgen, wie er sich immer weiterentwickelt. Er wird reifer, er macht die Erfahrung, daß nicht alles stimmt, was seine Vorgesetzten ihm erzählen. Er hört immer scheußlichere Nachrichten aus Deutschland. Er hatte schon 1935 eine Reise nach Berlin unternommen und die Nationalsozialisten dort unmittelbar erlebt, aber selbst danach war er in gewisser Weise noch ein Sympathisant. Es hat sicher kritische Phasen in Frischs Leben gegeben, in denen auch er die Auffassung vertrat, es sei möglicherweise nicht schlecht, die Juden ein bißchen »einzudämmen«. Solche Gedanken findet man auch bei ihm.

Frisch war damals immerhin mit Käte Rubensohn befreundet, einer emigrierten deutschen Jüdin.

Er ist mit Rubensohn nach Berlin gefahren, wo ihr Vater lebte. Die Naziaufmärsche, die er dort sah, waren für ihn ein Schock. Aber er hat weiterhin daran festgehalten, daß Deutschland das Maß aller Dinge war. Vielleicht ist das, was die Nazis veranstalten, ein bißchen übertrieben, aber dieses Land ist an sich total in Ordnung. Doch während des Zweiten Weltkriegs, aus der Distanz, hat sich sehr vieles verändert bei ihm. Es gibt da diesen Satz, den ich auch im Film verwende: »Etliches glauben wir nicht mehr.« Obwohl das ein ganz unauffälliger Satz ist, ist das ein Schlüsselmoment, in dem Frisch sich selbst eingesteht: Die Dinge sind nicht so, wie wir gedacht haben.

Es kommt also zu einer Enttäuschung und somit zum Wunsch, sich von nun an schreibend nur noch auf die eigene Urteilskraft zu verlassen?

Vom staunenden Betrachter, der er vorher war, wird er zum aktiven Augenzeugen. Er sagt: Ich will selbst nach Deutschland gehen, um zu verstehen. Er ist einer der wenigen, die das gemacht haben. Was in Deutschland passiert ist, hat viele Schweizer beschäftigt, aber die wenigsten sind hingefahren. Frisch ging es nicht darum, ein Urteil über das Land zu fällen, er wollte seiner eigenen Fassungslosigkeit nachgehen. Letztlich wollte er also etwas über sich selbst erfahren. Ab diesem Moment hat er aus einer ganz anderen Dringlichkeit heraus geschrieben und seine Texte sind um einiges besser geworden. Das fließt auch in die Tagebücher ein, dort hat er zu seiner literarischen Form gefunden.

Auch seine weitgehend unkritische Einstellung zu Armee und Militärdienst, wie er sie als Soldat noch in den »Blättern aus dem Brot-sack« niederschrieb, hat er später revidiert (s. S. 23 ff. und 48 ff.).

Das hat man ihm in der Schweiz dann allerdings negativ ausgelegt und ihm vorgeworfen, nur einer Mode zu folgen und nicht zu seiner früheren Position stehen zu wollen.

Dabei stellt er sein früheres Ego im Dienstbüchlein nicht gerade als Held dar.

Er gibt zu, daß er feige war.

Zurück in die Nachkriegszeit. 1948 wird Frisch auf eine internationale Friedenskonferenz von Schriftstellern und Intellektuellen in Breslau eingeladen. Er fährt hin, reist aber vorzeitig wieder ab und beteiligt sich nicht an dem Manifest, das dort beschlossen wird.

Frisch war dort, weil er sich mit dafür einsetzen wollte, einen weiteren Krieg zu verhindern. Er wußte jedoch um die Fragwürdigkeit eines solchen Engagements. Er wollte etwas tun, er woll-

te aber nicht irgendwelche billigen Slogans von sich geben oder wohlfeile Erklärungen unterschreiben. Bis ins hohe Alter gibt es Texte von ihm, in denen er sich die Frage stellt: Warum habe ich jetzt wieder diese blöde Petition unterschrieben? Natürlich war es in gewissem Sinn eine Ehre, nach Breslau eingeladen zu werden. Aber Frisch hat ein gutes Gespür gehabt für den ideologischen Mißbrauch von Macht. Einige Jahre später hat er auf eine Einladung zu einem Schriftstellerkongreß in der UdSSR geantwortet: Ich komme gern, wenn Sie Ihren eigenen Schriftstellern erlauben, so offen zu sprechen, wie Sie es von den westlichen erwarten. Da wurde er wieder eingeladen.

Wie hat sich nach 1945 seine Einstellung zu Deutschland verändert?

Frisch war einer der ersten, der in Stücken wie *Nun singen sie wieder* (1946) und *Als der Krieg zu Ende war* (1949) das Thema Schuld aufgegriffen hat. Und zwar auf eine Art und Weise, bei der er nicht einfach den Finger auf die Täter richtete, sondern die Frage stellte: Wie gehen wir damit um? Er hat es gewagt, damit nach Deutschland zu gehen, und hatte Erfolg. Er hat etwas zur Sprache gebracht, was zu diesem frühen Zeitpunkt noch kaum jemand angesprochen hatte.

Die meisten Deutschen kennen Frisch vermutlich aus ihrer Schulzeit, vor allem als Autor des Homo faber.

In Deutschland wird Frisch nicht als politischer Intellektueller verstanden. Es wurde mir von den Kritikern dort übelgenommen, daß ich mich vor allem mit seiner öffentlichen Wirkung auseinandergesetzt habe, nicht mit seiner Bedeutung als Literat. In der Schweiz ist das kein Thema, hier ist er wegen seiner politischen Einlassungen eine emotional sehr stark besetzte Figur. In Deutschland wird er jedoch anders wahrgenommen, obwohl er sich zeit seines Lebens sehr intensiv mit dem Land beschäftigte und sich in

innerdeutsche Debatten eingemischt hat. 1977 etwa wurde Frisch auf den SPD-Parteitag eingeladen. Er hat die Gelegenheit genutzt und der Bevölkerung ins Gewissen geredet, er sprach über den Umgang mit den Terroristen der RAF und die Bedeutung der bürgerlichen Freiheitsrechte.

Auch mit der Schweiz ist er hart ins Gericht gegangen. Er hat das Land ein paarmal verlassen, ist aber immer wieder zurückgekehrt.

Frisch hatte ein widersprüchliches, oder besser: mehrschichtiges Verhältnis zur Heimat. Es ist klar, daß er zeitlebens an der Schweiz hing, dennoch gab es immer diese Wegbewegungen. In dem Augenblick, als er als Autor große Erfolge hatte und zu politischen Fragen Stellung bezog, ging er nach Rom. Er hatte das Gefühl, er brauche diese Schweiz nicht mehr. Marianne Oellers, mit der er nach dem Ende der Beziehung mit Ingeborg Bachmann in Rom lebte, hat mir erzählt, daß Frisch gerne in Rom war, aber ein bißchen darunter litt, daß er dort kein Forum und keine Rolle hatte. 1966 gehen die beiden dann zurück in die Schweiz, aber eben nicht nach Zürich, sondern in ein abgelegenes Bergtal im Tessin. Er ist nun zwar wieder in der Schweiz, aber er hat sich sozusagen versteckt.

Über das eigene Land hat Frisch einmal gesagt: »Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer Heimat sagt, nimmt mehr auf sich.«

Der Heimat-Text aus dem Jahr 1974, seine Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises (s.S. 37-47), platzt mitten in die Zeit des Kalten Kriegs. Damals konnte man nur links oder rechts sein, und wer nicht eindeutig pro-schweizerisch war oder die Schweiz gar kritisierte, galt schon fast als Landesverräter. »Heimat« war zuvor ein von Bundesräten und Armeechefs besetzter Begriff. Und dann kommt Frisch und liefert vor der versammelten Hautevolee eine völlig neue Definition – auch emotional, aber ehrlicher.

Wie reagierte die Öffentlichkeit darauf?

Verhalten. Bestimmt haben sie ihm anschließend noch höflich gratuliert, aber für das Establishment war er spätestens jetzt eine Negativfigur. Daß er zeitweilig als Staatsfeind Nummer eins galt und bereits ab 1948 vom Geheimdienst überwacht wurde, ist an Absurdität nicht zu überbieten. Dahinter steckte die Wut darüber, daß hier einer die allgemeine Heuchelei nicht mehr mitmachte und damit auch noch erfolgreich war. Man muß sich klarmachen, daß Frisch zuvor nie von den Behörden begrüßt oder eingeladen worden war. Deshalb habe ich die peinliche Situation in den Film hineingenommen, als Frisch 1976 nach der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche zum ersten Mal von einem Mitglied der Schweizer Regierung begrüßt wurde. Da konnten sie einfach nicht mehr anders. Sie mußten ihn empfangen, ansonsten hätten sie sich lächerlich gemacht. Aber man merkt, wie sehr ihnen das zuwider war.

Als Frisch erfuhr, daß die Behörden ihn, wie auch Tausende andere Bürgerinnen und Bürger, bespitzelt hatten, nannte er die Schweiz einen »verluderten Staat«.

Er hat aus diesem Anlaß einen sehr bitteren Brief über seine Heimat geschrieben, in dem er sagte, mit diesem Land verbinde ihn nur noch ein Reisepaß, den er nicht mehr brauche. Aber das sagt ja nur einer, der sehr wohl Gefühle hat für sein Land. In dieser Bitterkeit spürt man, daß er sich eigentlich etwas anderes gewünscht hatte.

Frischs Engagement war nicht laut oder polternd. Warum wurde er trotzdem gehört?

Es ist oft geschrieben worden, mein Film zeige ausschließlich den politischen Max Frisch. Aber wenn man genauer hinschaut und sich überlegt, worin seine politischen Äußerungen bestehen, erkennt man, daß Frisch nie versucht hat, eine politische Analyse

abzuliefern oder eine ideologische Position durchzupauken. Im Grunde genommen kreisen all seine Texte um die gleiche Frage: Was bedeutet dieses oder jenes Ereignis für uns als Menschheit? Was sagt es über uns als Menschen aus? Wenn Frisch sich beispielsweise zur Atombombe äußert, sagt er nicht: Die bösen Amerikaner machen die Welt kaputt. Er sagt statt dessen: »Wir« – Wir haben es in der Hand, ob es eine Menschheit gibt oder nicht. Dasselbe gilt für seine Betrachtungen zum Nachkriegsdeutschland. Auch dort fragt er nie: Was haben diese Deutschen da gemacht? Sondern: Was sagt das, was hier geschehen ist, über uns als Menschen aus – und damit auch über mich selbst? Mit dieser Art des Engagements, die eben nicht polternd war, sondern darin bestand, Fragen zu stellen, die auf den Menschen zielten, konnte er eine Verbindung schaffen zu seinen Zuhörern oder Lesern. Man fühlt sich durch seine Texte nicht belehrt. Daher sind sie, obwohl sie auf den ersten Blick nüchtern wirken, zugleich immer äußerst emotional, weil sie nach einer menschlichen Empfindung fragen. Weil Frisch es verstand, seine Fragen in eine künstlerisch starke Form zu bringen, wurde er immer wieder gehört.

Wie steht es mit solchen Stimmen heute?

Ich habe den Film ja unter anderem gemacht, weil man keine vergleichbaren Stimmen mehr hört und ich sie vermisse. Bei Frisch habe ich immer darauf gewartet, wieder etwas von ihm zu hören. Heute gibt es zwar andere, die sich zur Lage äußern, aber sie sagen im Grunde immer dasselbe. Bei Frisch war es immer präzise und überraschend und dadurch anregend. Frisch hat nie einfach eine Position repetiert, nur weil er sie einmal eingenommen hat.

Ich möchte mit Ihnen noch über eine Einlassung Frischs sprechen, die ihn nicht nur als Intellektuellen, sondern auch als Architekten zeigt. 1955 veröffentlicht er zusammen mit dem Soziologen Lucius

Burckhardt und dem Publizisten Markus Kutter das Buch achtung: die Schweiz. Darin wird vorgeschlagen, die für 1964 geplante Schweizerische Landesausstellung abzublasen und sich statt dessen Gedanken darüber zu machen, wie das Zusammenleben in Zukunft konkret gestaltet werden könnte. Im Buch schlagen sie den Bau einer Musterstadt vor.

achtung: die Schweiz war wohl 1955 das meistbesprochene und am meisten gelesene Buch in der Schweiz. Daß Frisch überhaupt darin Stellung genommen hat, war dabei wichtiger als sein Beitrag als Architekt. Man muß wissen: Die Landesausstellung hat einen ganz besonderen patriotischen Nimbus, sie ist eine patriotische Tradition. Die letzte Landesausstellung hatte 1939 stattgefunden und stand damals ganz im Zeichen der Landesverteidigung. Die Ausstellung im Jahr 1964 sollte wieder so werden. Und dann kommen die Autoren dieses Bandes und sagen, wir brauchen all diesen Quatsch nicht, laßt uns lieber anfangen, ein neues und vernünftiges Land zu bauen. Diese Geste hat starke Reaktionen provoziert. Wenn man sich allerdings heute die konkreten Vorschläge im Buch ansieht, kann man heilfroh sein, daß diese Stadt nie gebaut wurde!

Helmut Schmidt spielt in Ihrem Film eine ganz besondere Rolle.

Ich fand es sehr beeindruckend, daß Helmut Schmidt Max Frisch 1977 in dieser wahnsinnig schwierigen Situation eingeladen hat. Deshalb war es mir sehr wichtig, daß Schmidt in meinem Film vorkommt. Daß eine Person von seinem Format, ein Staatschef, in der Lage ist, zuzugeben, daß er den Input, die Gedanken anderer Menschen braucht, ist eine enorm eindrückliche Geste. Ich finde es bedauerlich, daß diese Art des Austauschs zwischen denen, die aktiv Politik betreiben, und jenen, die die Zeit haben, längerfristig zu denken, nicht mehr stattfindet. Das könnte unheimlich befruchtend sein. Und Schmidt war einer, der das praktiziert hat.

Was glauben Sie? An wem liegt es, daß es diese Art des Dialogs heute nicht mehr gibt? An den Politikern oder an den Intellektuellen?

Man kann sicher auf allen Seiten Gründe suchen und finden, bei den Politikern, bei den Medien und bei den Intellektuellen, falls es die überhaupt noch gibt. Aber um Schuldzuweisungen geht es hier überhaupt nicht. Ich bin einfach davon überzeugt, daß ein solcher Dialog eine wunderbare und wichtige Sache sein könnte. Als ich meinen Film jungen Leuten zeigte, war denen gar nicht bewußt, daß es so etwas überhaupt geben könnte. Sie hatten gar keine Idee von der Rolle des Intellektuellen, keine Vorstellung von einem solchen Austausch mit der Politik.

Peter Bichsel hat einmal gesagt, selbst wenn man Frisch als politischen Bürger wahrgenommen habe, sei sein Erfolg letzten Endes immer ein Erfolg als Künstler gewesen. Das finde ich sehr wichtig, gerade in der Diskussion über die Intellektuellen. Es reicht eben nicht, wenn man einfach nur klug ist und gescheite Gedanken formulieren kann. Bei Frisch war entscheidend, daß er sich immer als Künstler verstanden hat. Seine Sätze haben immer eine Form, er redet nicht einfach irgendwie daher. Die Sprache war sein Element und er hat äußerst sorgfältig und ernsthaft mit ihr gearbeitet. Es war Frisch nur möglich, seine Rolle wahrzunehmen, weil seine Sätze eben keine Allerweltssätze waren, sondern in eine Form gebracht wurden, die sie von der Alltagssprache unterschied.

Nehmen Sie beispielsweise diesen einen berühmten Satz, der beim ersten Hören gar nicht so besonders klingt: »Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.« (S.S. 32) Das ist vermutlich der am meisten zitierte Satz in der Geschichte der Schweiz! Natürlich mit Ausnahme von: »Durch diese hohle Gasse muß er kommen«, aber der stammt ja bekanntlich gar nicht von einem Schweizer und betrifft nicht wirklich unsere Geschichte. Frischs Satz jedenfalls wird noch heute bei jeder Gelegenheit zitiert, sobald es um Ausländer geht. Warum prägt er sich derart

ein? Weil er erstens einen Gedanken sehr einfach und sehr klar auf den Punkt bringt. Vermutlich hatten viele Leute einen solchen Gedanken, aber sie haben ihn sozusagen nicht bis auf die Zunge gebracht. Und zweitens ist er wahnsinnig genau. Er sagt: »Man hat Arbeitskräfte gerufen«, und nicht: »Wir haben Arbeitskräfte gerufen«. Dann wäre es ein Appell. Und Appelle haben nur eine kurze Wirkung, dann verhallen sie. Bis in solche Details hinein also stimmt dieser Satz. Keine Silbe zuviel, keine zuwenig. Wenn Frisch auf diese Details achtet, dann nicht um der Originalität willen oder um anders zu sein als die anderen. Sondern um den Gedanken weiterzutreiben, um genauer mit der Sprache umzugehen. Insofern war der Erfolg Max Frischs in erster Linie der Erfolg des Künstlers, nicht der politischen Stimme.

Max Frisch. Citoyen ist eine filmische Biographie, aber keine, die auf dem üblichen Schema von Kindheit, Jugend, Erwachsenenzeit, Alter aufbaut. Der Film legt keinen Wert auf Vollständigkeit.

Ausgangspunkt des Films sind die Texte Frischs. Ich bin nicht von äußeren Ereignissen ausgegangen, sondern von dem, was er geschrieben hat. Die passende Bildwelt dazu mußte ich dann suchen. Zu manchen Ereignissen oder Personen gab es ganz einfach keine Texte, die mich angesprochen haben. Ich versuche, den Werdegang von Frisch in seinen eigenen Worten darzustellen. In seinen Texten erfahre ich sehr viel über Frisch, vieles aber auch nicht. Doch das ist in Ordnung. Ich mußte ihn nicht bis ins letzte Detail ausleuchten. Was er von sich geben wollte, war für mich Grund genug, mich mit ihm zu befassen.

Das Bild von Frisch an der Schreibmaschine taucht im Film wie ein Leitmotiv immer wieder auf.

Frisch hat seine Texte immer langsam verfaßt und nur wenige mit der Hand geschrieben. Er hat ganz bewußt fast alles mit der Schreibmaschine getippt, um sich zu einer Form zu zwingen. Die

heutige Art des Schreibens am Computer, bei der man einfach mal drauflosschreibt und danach alles wieder zurechtstutzt, wäre für Frisch undenkbar gewesen. Er stand früh auf und saß schon morgens um sieben Uhr an der Schreibmaschine. In Berzona hat er sich ein größeres Anwesen gekauft, das aus einem Wohnhaus und einer Scheune bestand. Die hat er zum Atelier umgebaut, um darin jeden Tag zu arbeiten. Auch dann, wenn er nicht in Schreibstimmung war. Frisch hatte ein ähnliches Verhältnis zur Arbeit wie ein Handwerker: Das und das muß heute erledigt werden, das ist das Tagewerk.





Max Frisch

Was bin ich? (II)

Ich denke mir, daß jeder Student, ob er nun sicheres Studiengeld hat oder nicht, dann und wann von dem Gedanken überfallen wird; wenn ich heute mein Studium abbrechen müßte? Und seinem Wesen entsprechend wird er sich mit dieser Frage befassen. Die einen benützen solche Gedanken, um ihre Phantasie anzukurbeln; sie malen sich dann aus, was sie in dieser Lage anfangen würden. Andere werden diese Frage als Spiegel verwenden: was bin ich heute? Wenn es mich heute mitten aus meinem Studium herausreißen würde, wenn es mich brotlos und beziehungslos ins Leben schleudern würde, – was bin ich?

Manchmal habe ich mit diesem Gedanken gerungen, manchmal auch nur getändelt. Und wenn man ihn nicht mehr aushält, legt man ihn weg. Jetzt kann ich das nicht mehr. Jetzt stehe ich tatsächlich mittellos in diesem Leben, das ich bis gestern erst aus der Literatur kannte.

Wie und wo ich mich schlecht und recht durchzuschlagen versuche, das ist für Außenstehende eine gleichgültige Sache. Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz, – jetzt wird jene Frage schreiend und unheimlich laut: was bin ich? Und es scheint mir eine Frage zu sein, die über das private Elend hinausreicht, die jeden Studenten mehr oder minder kümmert. Denn schließlich muß sich doch jeder einmal an diesem Leben messen.

Man heißt es das wirkliche Leben, wohin es mich gestellt hat. Als ob Gedanken und Gefühle weniger wirklich wären als Taten.